



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Seelenfängerin

Roman

Sacher-Masoch, Leopold von
Jena, 1886

2. Mutter und Tochter

urn:nbn:de:hbz:466:1-42085

2. Mutter und Tochter.

„Die Welt ist ein Spiegel, aus dem jedem
sein eigenes Gesicht entgegenblickt.“

Thackeray.

Am folgenden Tage wiederholte Besim seinen Besuch in Bojary und zwar zur Mittagsstunde. Auch diesmal wurde das Thor nicht geöffnet, nur die greinende Stimme vom vorigen Abend wurde wieder laut und erklärte auf wiederholtes Pochen, die Herrschaft sei fortgefahren.

„Deffne immerhin,“ rief Besim.

„Ich darf Niemand einlassen.“

„Das wollen wir doch sehen.“

Besim schwang sich auf die Mauer und sprang jenseits derselben zur Erde. Mitten im Hofe stand ein altes Mütterchen in Bauernkleidern, das ihn entsetzt anstarrte.

„Seid Ihr denn Räuber?“ bellte sie.

„Ich bin ein Offizier des Kaisers, wie Du

siehst," antwortete Zesim heiter, „und überdies ein alter Freund der Frau Malutin. Ist sie im Hause?"

Die Alte zuckte die Achseln. Zesim kümmerte sich nicht weiter um sie, sondern schritt rasch die bemooften, steinernen Stufen empor.

Auf der Thürschwelle trat ihm eine hohe, majestätische Gestalt entgegen.

„Frau Malutin?"

„Die bin ich."

„Erkennen Sie mich nicht? Zesim Jadewski."

Ein flüchtiges Lächeln glitt über die ehernen Züge der Herrin von Bojary. „Willkommen," sprach sie und bot ihm die Hand, die er wiederholt küßte, „Dragomira wird sich freuen Sie zu sehen. Sie haben sich sehr zum Vorthheil verändert."

„Der Scheintrügt," antwortete Zesim, während Frau Malutin ihn in ihr Empfangszimmer führte, „ich glaube, ich bin noch der alte Wildfang, der Ihre Apfelbäume geplündert und Ihre Maiskolben geraubt hat."

Das Zimmer, in dem die Beiden Platz genommen hatten, war von einem ganz absonderlichen Geruch erfüllt, es mahnte zugleich an eine Kirche und an eine Apotheke. Die Temperatur

war die einer Gruft, wahrscheinlich waren die Fenster lange nicht geöffnet worden, Möbel und Lüster steckten in grauen Leinwandhüllen, als ob sie in Sack und Asche trauerten. Man empfing hier offenbar keine Besuche. Auch Frau Malutin sah danach aus. Es war eine imposante Dame von großer Schönheit, die erst fünfundvierzig Jahre zählte, aber schon ganz weiße Haare hatte. Ihr strenges, zartgefärbtes Gesicht und ihre großen, dunkeln Augen blickten jedoch so frisch aus denselben hervor, daß sie vielmehr das Ansehen einer jener gepuderten Amazonen im Reifrock aus der Zeit Katharina's, als einer alten Frau hatte.

Jetzt ging die Thür auf, und ein großes Mädchen von ganz absonderlichem, gleichsam eisigem Reiz, trat herein.

„Dragomira!“

„Sie sind es?“

Das selbe Lächeln, derselbe Händedruck wie bei der Mutter, dann setzte sie sich an das Fenster und blickte hinaus, als ginge er sie nichts weiter an. Zesim hatte Muße sie zu betrachten. Dragomira war in seiner Abwesenheit in voller jungfräulicher Herrlichkeit erblüht, ihre hohe, schlanke Gestalt zeigte eine weiche, elastische Kraft und volle königliche Formen, die sich in dem schlichten

grauen, nonnenhaften Kleide befremdend genug ausnahmen. Ihr goldblondes Haar, von seltener Ueppigkeit, war über der weißen, reinen Stirn einfach gescheitelt und über dem schimmernden Marmornacken in einem großen, schlichten Knoten aufgesteckt. Kein Band, keine Blume, noch sonst ein Schmuck war an ihr zu bemerken.

„Wie es scheint, leben Sie ganz einsam?“ begann Zesim.

„So ist es,“ sagte die Mutter.

„Aber Dragomira — findet sie sich auch so leicht in diese Abgeschiedenheit?“

„Ich denke wie meine Mutter,“ gab das schöne Mädchen zur Antwort und heftete ihre großen, kalten blauen Augen auf Zesim.

„Wir wissen wie die Herren Offiziere leben,“ fuhr die Mutter fort, „Ihnen, der Sie mitten im glänzenden Wirbel der großen Welt schwimmen, muß unser Gebahren sonderbar, ja lächerlich erscheinen. Aber wir sind glücklich dabei. Die Welt ist voll des Bösen, man hat genug zu kämpfen, um sich des Versuchers zu erwehren, wenn man in der Einöde lebt, draußen unter den Menschen, wo tausend Arme nach uns langen, tausend Stimmen Sirenenlieder singen, ist es fast unmöglich nicht unterzugehen.“

„O! ich schwöre Ihnen, daß es ganz hübsch in Kiew ist,“ warf Zesim hin.

„Sie sind jetzt in Kiew?“ fragte Dragomira, die mit einem Male aufmerksam geworden war.

„So ist es.“

„Und wann kehren Sie dahin zurück?“

„In zwei Wochen, denke ich.“

Dragomira blickte auf ihre Mutter, dann auf ihn und endlich zur Erde. Irgend ein Gedanke beschäftigte sie und nicht nur flüchtig, er bemächtigte sich ihrer mehr und mehr, ihre Züge blieben fest und todt wie zuvor, aber ihre kräftigen Brauen zogen sich zusammen, und ihre rothen Lippen ließen ein wenig die Zähne sehen.

„Warum nennen Sie mich nicht mehr Du?“ sagte jetzt Zesim, indem er aufstand und sich der Jugendgespielin näherte. „Haben Sie mich so ganz vergessen, die Pössen, die wir zusammen trieben; bin ich Ihnen so fremd geworden?“

„Nein, aber es ist besser so.“

Er nahm ihre Hand, sie war kalt und glatt wie eine Schlange, und sie entschlüpfte ihm auch rasch wie eine solche.

„Was habe ich Ihnen gethan, Dragomira? sehen Sie mich nur einmal an.“

„Ich bin nicht mehr dieselbe.“

„Doch — für mich.“

„Wie Sie glauben.“ Dragomira blickte vor sich hin in die Leere.

Zesim war es ganz sonderbar zu Muthe, in seinem Herzen regte sich die alte Neigung der Kinderzeit, seine Sinne wurden mehr und mehr von dem Zauber einer räthselhaften Schönheit gefangen genommen, und zugleich faßte ihn eine Art Schauer vor diesen beiden Frauen.

Mutter und Tochter waren gleich absonderlich und unheimlich.

Als er bald darauf wiederkam, war ihm das Glück günstig, er traf das theure Mädchen allein. Als er durch den Hof auf das Haus zuschritt und Dragomira, die an das Fenster getreten war, ihn erblickte, bemerkte er an ihr eine zugleich ungeduldige und spöttische Bewegung.

„Ah! Sie sind schon wieder da?“ sprach sie mit einem beleidigenden Gleichmuth.

„Ich verliere nicht so leicht den Muth,“ erwiderte Zesim, „wozu wäre ich Soldat?“

„Aber ich bin allein und kann Sie nicht einlassen.“

„Allein? um so besser, und was die strengen Formen der Etikette betrifft, so sind sie mir gegenüber wohl nicht am Platze.“

„Kommen Sie also,“ sagte Dragomira nach kurzem Zögern.

Zesim ging durch den Flur, in dem ein großes Kreuzifix hing und ein Lämpchen brannte, und den mit Weihrauchdunst erfülltem Korridor. Dragomira stand auf der Schwelle ihrer Stube und bot ihm die Hand.

„Eigentlich bin ich kindisch,“ sagte sie, „was habe ich denn von Ihnen zu fürchten?“

„Jetzt sprechen Sie vernünftig,“ erwiderte der junge Offizier lächelnd, „und da Sie einen Schritt gethan haben, wage ich den zweiten und bitte Sie, mich so zu nennen wie damals, wo Sie meine kleine Frau waren in dem traulichen Haus aus goldigen Garben.“

„Ja denn, ich will es thun, sobald Sie versprechen, mir nicht den Hof zu machen.“

„Mein Wort,“ gab Zesim zur Antwort, „aber was ich nicht versprechen kann, Dragomira, das ist mein Herz zum Schweigen zu bringen, es spricht nur zu laut. Denken Sie an Puschkins Verse:

„Auf's Neue liebend glüht und schlägt mein Herz,
Weil's ihm unmöglich ist, Dich nicht zu lieben.“

„Ich kann Dir nicht verbieten für mich zu fühlen,“ sagte das schöne Mädchen ruhig, „aber

ich kann Deine Gefühle nicht erwidern, ich werde niemals lieben, niemals einem Manne angehören.“

„Willst Du die Braut des Himmels werden?“

„Es ist verdienstvoller in der Welt den Kampf zu bestehen, als hinter Mauern, wo es keine Versuchung giebt.“

„Ich glaube Du behandelst mich nur deshalb mit Mißtrauen, weil ich Soldat bin?“

„Durchaus nicht, der Krieg ist gut, weil durch ihn viele Menschen auf einmal das Paradies gewinnen, sei es durch schwere Leiden, sei es durch den Tod auf dem Schlachtfelde.“

Zesim sah sie verwundert an; sie hatte sich an dem vergitterten Fenster niedergesetzt und die schönen Hände züchtig im Schooß gefaltet. In diesem Augenblick erschien sie ihm wie eine Gefangene in dieser weißgetünchten Stube, deren einzige Einrichtung in einem Himmelbett, einem Schrank, einem Tisch und zwei Stühlen, deren ganzer Schmuck in einem mit verdorrten Blumen bekränzten Bilde des Heilandes bestand, an dem eine Geißel hing.

Was sollte diese? Trieb das einst so frohsinnige, liebe Mädchen die enthaltsame Lebensweise bis zum frommen Wahnsinn, bis zur Selbstpeinigung?

Er fühlte mehr und mehr, daß er vor einem beklemmenden Räthsel stand.

Wieder einmal fand er sie allein, diesmal im Garten und in einem schlichten weißen Kleide, das sie noch um Vieles anmuthiger erscheinen ließ. Sie schrak zusammen, als er unerwartet vor ihr stand und erröthete. Es war das erste Zeichen von Leben, von menschlicher Empfindung an ihr.

„Bin ich Dir so unangenehm,“ fragte er, „daß Du bei meinem Anblick erbebst?“

„Was Du Dir einbildest,“ sagte sie ruhig, „es giebt nichts, wovor ich mich fürchten würde, und weshalb sollte ich gerade vor Dir erschrecken? Ich bin Dir gut, soweit ich kann und darf, und ich weiß, daß ich von Dir nichts zu besorgen habe. Eher hättest Du Ursache, mir aus dem Wege zu gehen.“

„Du hast Recht.“

„D, nicht in diesem Sinne.“

„In welchem denn?“

Dragomira riß einen Rosenzweig ab, und fuhr mit den scharfen Dornen über ihren weißen Arm, so daß sich rothe Striche auf demselben zeigten und ein Tropfen warmen Blutes zur Erde fiel.

„Was thust Du?“ fragte Jesim.

„Was mir wohlthut,“ war Dragomira's Antwort.

„Liebst Du es Dich zu quälen?“

„Wie Alle, die den Himmel suchen und die Erde verachten.“

„Glaubst Du, daß Gott Dich zur Qual erschaffen? Ich glaube vielmehr um Seligkeit zu spenden und zu genießen.“

„So spricht der Mann,“ erwiderte sie, „dessen Sinn in dem dumpfen Dualm der Erde gefangen ist, das Weib ist reiner und weiser als er und deshalb auch freier von Sünde.“

„Wenn Du ein Engel bist,“ versetzte Zesim mit einem Lächeln, das sie verwirrte, „dann sei der meine, führe mich in jene reinen Höhen, in denen Du weilst.“

„Verlange es nicht, der Weg dahin ist schwer und qualvoll.“ Sie heftete ihre großen Augen zum ersten Male mitleidig und fast flehend auf ihn. Dann schauerte sie plötzlich zusammen und faßte seine Hand. „Geh jetzt, geh, man sucht mich.“ Sie nickte ihm noch einmal zu und eilte davon.

Während ihre schlanke Gestalt zwischen den Stachelbeerhecken und Obstbäumen davonschwebte, zeigte sich eine andere, finster und drohend, an der Gartenpforte. Es war ein hoher, kräftiger, schöner

Mann von nahezu vierzig Jahren, mit blonden Locken und blondem Bart, in einem langen, faltigen, schwarzen Gewande. Aus seinen Zügen sprach das kalte, erbarmungslose Bewußtsein einer großen und unumschränkten Macht. War es ein Priester oder ein Dämon, fragte sich Jesim, und was bedeutete dies Alles?“